

Lektüre-Notizen 1 1971 - 2009*Vorbemerkung*

Die folgenden Notizen beziehen sich auf belletristische Lektüre. Ich habe nur ganz vereinzelt meinen Eindruck schriftlich festgehalten. Lediglich 1971 hatte ich während meines Studiums eine kurze Phase mit regelmäßigen Einträgen. Bei zahlreichen Romanen brach ich die Lektüre vorzeitig, in der Regel schon vor der Hälfte des Werkes, ab. Darüber schrieb ich nie etwas auf. Wegen Zeitmangels bin ich zu mehr Eintragungen auf diesem Gebiet nicht gekommen. Meine Bemerkungen verstehen sich nicht als Literaturkritik im üblichen Sinne. Vielmehr hielt ich jeweils nur *die* Eindrücke und Gesichtspunkte fest, die für mich im Moment wichtig waren.

*

Thomas Manns Erzählung „Tonio Kröger“

13.1.1971: Diese Erzählung gibt sehr viel Aufschluss über das Verhältnis des Autors zur Kunst, über seine Auffassung vom Künstlertum. Zugleich ist sie ein Dokument für die geistige Lage, in die auch ein sehr begabter Mensch gerät, wenn sein Empfindungsvermögen verarmt und dafür eine Art kalter Intellektualität in ihn Einzug hält. Diese geistige Lage ist gekennzeichnet durch Sterilität und Auswegslosigkeit.

Novalis-Lektüre

13.1.1971: Habe die „Hymnen an die Nacht“, die „Geistlichen Lieder“ und die „Blütenstaub-Fragmente“ gelesen. Ich vermag zu ahnen, um was für einen großen Geist es sich da handelt. Er kam gleichsam auf die Erde, um die Grundrisse eines künftigen Zeitalters zu skizzieren. An uns liegt die Verwirklichung der Pläne.

Novellen von Kleist

17.1.1971: Vorgestern und gestern las ich von Kleist die Novellen „Die Marquise von O.“, „Das Erdbeben von Chili“ und „Die Verlobung von St. Domingo“. Kleist ist schon ein unerhört dramatischer Erzähler. Seine Novellen zeichnen sich durch komplizierten Handlungsablauf aus, nicht durch ausschmückende Schilderungen von Einzelheiten. Immer geschieht etwas, immer drängt die Handlung vorwärts. „Das Erdbeben von Chili“ scheint mir allerdings einen sehr dürftigen Schluss zu haben.

Erzählungen von E.T.A. Hoffmann

17.1.1971: Ebenfalls gestern las ich „Das öde Haus“ von E.T.A. Hoffmann. Wie in „Der goldene Topf“ führt auch diese Geschichte in den Gespenster- und Spukbereich, und wenn ich von solcherlei Prosa auf den Autor schließen soll, so scheint mir, Hoffmann habe in der Bedrängnis eines spießbürgerlichen Lebens gestanden und diesem zu entfliehen versucht. Dies tat er mit den Mitteln, die ihm eben zur Verfügung standen. Allein ich finde bei ihm keinen Funken echter Spiritualität wie bei Novalis, sondern nur blutleere und zuletzt unbefriedigende Gespinste. Hoffmann lebte in einer bereits materialistischen Seelenstimmung, ohne es vielleicht selbst zu wissen.

Erzählungen von Adalbert Stifter

20.1.1971: Habe „Der Condor“, „Das Haidedorf“, „Brigitta“ und „Der Waldstaig“ gelesen. Welche sanften Zauber, welche feine Regungen vermag dieser Dichter zu wecken!

Gottfried Kellers autobiografischer Roman „Der grüne Heinrich“

3.2.1971: Ein reicher, ausgewogener Entwicklungsroman, dessen Fabel viel Sinn für Komposition verrät. Der Grundton ist eigentlich tief melancholisch, wenigstens in der Wirkung auf mich. Den Grund sehe ich in Kellers letzten Endes unglücklichem

Verhältnis zu den Frauen und in einer gewissen geistigen Enge, wie sie mir selbst für die bedeutenden Geister des neunzehnten Jahrhunderts oft typisch erscheint. Das rührt vom Materialismus her, der allerdings bei Keller noch nicht in seiner ganzen Brutalität auftritt.

Kleists Drama „Penthesilea“

17.2.1971: Dieser Dichter verfügt schon über eine erstaunliche Kraft der Dramatik und der Einbildung. Was mich an diesem Stück stört, ist die willkürliche Änderung des Sagenstoffes. Überhaupt finde ich Achills Rolle nicht recht überzeugend.

Kleists Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg“

20.2.1971: Der „Prinz von Homburg“ ist zweifellos ein eindrückliches Drama. Aber es geht mir auch hier wie mit allen Werken Kleists, die ich bisher las: Sie haben etwas menschlich Bizarres, Extremes, ja Ungesundes, weshalb sie auch menschlich nicht zu erheben vermögen wie manche klassische Dramen. Ich empfinde viel Verständnis für Goethes Ablehnung von Kleists Produktionen.

Lessings Stücke „Minna von Barnhelm“ und „Emilia Galotti“

23.2.1971: Die „Minna von Barnhelm“ ist ein dankbares Stück, eine Mischung von Charakter- und Situationskomödie, die begabten Schauspielern viel in die Hand gibt. Alle Rollen sind dankbar: Der Wirt ist die komödiantischste, Franziska die wohl menschlich schönste. Ihr Wesen dünkt mich fast edler als das von Minna.

Lessings „Emilia Galotti“ lässt sich gewiss auch herrlich ausspielen. Jede Figur hat ihre eigene Dramatik, besonders Marinelli und Odoardo. Was mich anfänglich erstaunte: dass Lessing einen so privaten Stoff für lohnend hielt. Allein, abgesehen von der sozialkritischen Komponente muss ich sagen, dass auch das menschliche Versagen allgemeines Interesse verdient. Für die damalige Zeit war dieses Drama ein Angriff auf die willkürliche Stellung absolutistischer Fürsten. Wie unerträglich ist die

Empfindung, dass die Sicherheit und das Recht der Bürger gegen die Laune eines Tyrannen ungeschützt ist! Dann muss nur noch der skrupellose Karrierist vom Schlage Marinellis hinzukommen, und die Katastrophe ist perfekt. Auf mich machte der Prinz einen noch mieseren Eindruck als Marinelli, denn der letztere hat auf seine Weise noch Format. Ich kann über ihn nicht lachen, während sich der Prinz am Schluss vor lauter Lächerlichkeit und Armseligkeit wie in nichts verflüchtigte. Daher finde ich seine Schlussworte für missglückt, ja für die einzige schwache Stelle der Tragödie.

Lessing verfügt über einen sehr sicheren Kunstsinn. Die Lektüre der „Emilia Gallotti“ fesselte mich immer mehr, und die Spannung fühlte ich bis zum Schluss stetig wachsen.

Franz Kafkas Roman „Der Prozess“

7.3.1971: Gestern las ich Kafkas „Prozess“ zu Ende, ein auf seine Weise eindruckliches Werk. Kafka hat eine eigene Methode des Erzählens, mit der er die ihn auszeichnende Spannung erzeugt. – Er schildert im Detail realistisch, d.h. der Leser findet in den Einzelheiten eine aus dem alltäglichen Leben vertraute Welt, sein Einbildungsvermögen wird in dieser Hinsicht wenig beansprucht. Kafkas dichterische Welt hat also nichts mit Phantastik zu tun. Das, was den Leser so eigentümlich kafkaesk berührt, ist die Art, wie Kafka die realistisch geschilderten Details zu einem Handlungsablauf zusammenfügt. Er durchbricht fortgesetzt die allgemein üblichen Beweggründe mit den daraus folgenden menschlichen Verhaltensweisen, er entwickelt also eine Art des Menschseins, die ohne Zweifel anders als das übliche ist. Kafkas Figuren unterscheiden sich von normalen Menschen, aber – und darin liegt gleichsam die Durchtriebenheit seiner Erzählkunst – nur gerade so weit, dass auch ein „Normaler“ das Erzählte für möglich hält, nicht für wahrscheinlich, indes für möglich im Ausnahmefall.

Was den „Prozess“ betrifft, so findet sich die befremdend anmutende Verhaltens-

weise bei allen Figuren, die mit dem Gericht zusammenhängen, sei es als Angestellte desselben oder als solche, die in seinen Sog geraten. Josef K. ist gespalten. Als Prokuriat der Bank verhält er sich durchaus „normal“. Im Bereich der Bank findet er auch ganze „normale“ Leute wie etwa den Direktor oder dessen Stellvertreter. Je mehr der Prozess Josef K. aber ergreift, desto mehr verliert er auch im Bereich der Bank die „Normalität“. – Auf der einen Seite steht also der unbegreifliche Bereich des Gerichtes, auf der anderen die begreifliche, alltägliche Welt der Bank, der Pension und was dazugehört. Josef K. wird zwischen beiden Bereichen hin- und hergerissen, wobei am Anfang die alltägliche Welt dominiert, wogegen sich dann allmählich das Schwergewicht auf die Bannkraft des Gerichts verlagert, bis zur Vernichtung des Prokuristen Josef K.

Das Unbegreifliche in Kafkas Erzählkunst ist wiederum von ganz besonderer Art. Kafka entfernt sich vom üblichen menschlichen Verhalten nie so weit, dass seine Schilderungen lächerlich wirken; er besitzt hier ein untrügliches Fingerspitzengefühl, ja noch mehr: er vermag den Eindruck zu erwecken, als ob das unbegreifliche Verhalten durchaus nicht zufällig so sei, wie es ist, indem er unablässig dieses Verhalten mit dem Intellekt kommentierend umspielt. Wie viel wird überlegt, warum etwas geschehen sein könnte, was zu tun sei etc.! Das viele Überlegen gibt dem ganzen Geschehen den Anschein der Vernünftigkeit. Bei näherem Zusehen erweisen sich aber alle Überlegungen als bodenlos, nutzlos. Der Intellekt umkreist das irrationale Geschehen, doch weder vermag er es bestimmend zu beeinflussen noch wirklich zu verstehen. Durch das Versagen des Intellekts, fortwährend demonstriert, entzieht Kafka dem Leser die Berechtigung, das Geschehen einfach als Unsinn abzutun. Es gerät so ins Unbegreifliche. *Es ist* einfach so. Man kann nichts dagegen tun. Einen Ausweg aus der Verstrickung gibt es nicht, sobald man sich auf die Welt des Erzählten einlässt, wodurch sich dieses als ein eigener Raum erweist, der zwar unerforschlich, aber in seiner Unerforschlichkeit doch einheitlich ist.

Unbegreifliches Geschehen, umspielt von einem bodenlosen, machtlosen Ver-

stand, alles das bei realistischer Schilderung im Einzelnen: das ist in Kürze das Gesetz, wonach Kafka seine Geschichten bildet. – Wie weit ihm das selbst bewusst war, weiß ich nicht. Kein Zweifel kann für mich bestehen, dass dieses Gesetz zutiefst im Menschsein Kafkas wurzelt. In seinen Werken dürfte sich sehr genau das Inferno seines Seelenlebens spiegeln.

Kafka ist völlig einseitig. So sehr mich die Methode seiner Prosa interessiert, so wenig vermag mir das Menschliche zu geben, das in ihr Darstellung findet. Ich habe den größten Teil seines Werkes gelesen, ohne eine einzige menschlich liebenswürdige Gestalt zu finden. Seinen Figuren fehlt jede Wärme, es lebt sich in ihnen entweder kalte Intellektualität dar oder nackte Triebhaftigkeit, auch Teilnahmslosigkeit. Nicht einmal rührende Gestalten sind anzutreffen; wo etwas Rührendes erscheinen möchte wie bei Josef Ks. Onkel oder beim Kaufmann Block, verzerrt es sich sogleich zur Lächerlichkeit. Jeder Hauch von Liebe, Mitgefühl, Staunen, Freude, ja sogar von echtem Gewissen fehlt der Welt Kafkas. Sie ist für mich etwas niederschmetternd Armseliges und passt sehr gut zum Eindruck, den mir Kafkas Photo macht.

Deutschsprachige Gedichte

19.3.1971: Diese Woche las ich nur Gedichte. – Schillers philosophische Gedichte muss man ja mit Bewunderung lesen. Welche Kraft des Geistes! Die Lyrik ist allerdings für Schiller fast eine zu zarte Kunst, ganz ähnlich wie die Malerei für Michelangelo. Dieser trägt in die Malerei, die ja ganz aus der Fläche der Farbe entstehen will, das so willensvolle Formenspiel der Skulptur; jener erfüllt die Lyrik mit dem so ungeheuren dramatischen Element seiner Seele. – Da ist Eduard Mörike ein viel typischerer Lyriker. Seine Gedichte scheinen dann am besten gelungen zu sein, wenn er sie stimmungsmäßig aus dem Übergangsbereich zwischen Traum und Wachen hervorholte. Wie manches Gedicht ist auch thematisch diesem Bereich zugewandt! – Eine ganz eigene Lyrik ist diejenige der Droste. Sie verbindet eine erstaunliche Sprachgewalt mit ungewöhnlich exakter, detaillierter Anschauung, was gerade ihren Na-

turgedichten einen eigenen Reiz verleiht. Annette von Droste war wohl ein einsamer Mensch. Kommt in einem solchen Fall ein tiefes, religiöses Gemüt hinzu, dann wird es verständlich, wie ein so ergreifendes Gedicht wie „Gethsemane“ entstand. – Zur Zeit lese ich Verse von Eichendorff. Der Zauber dieser Sprachmusik ist kaum zu fassen. Welch warme, von Vertrauen zur Welt erfüllte Grundstimmung pulst in ihr! – So wenig die Droste mich geistig anziehen vermag, ist dies bei Clemens Brentano der Fall, von dem ich gestern und heute eine Auswahl von Gedichten las. Seine Sprache dünkt mich rhythmisch gelöst und melodisch, die Reime entfließen ihr mühelos, doch vermag sie mich nur an wenigen Stellen zu ergreifen. Die Seelenstimmung, die in ihr lebt, finde ich unfruchtbar, wenn nicht gar krankhaft, und geistig ist sie – meinem Eindruck nach – arm.

Martin Walsers Roman „Ohne einander“

14.9.2002: Walser schreibt gut. Aber er verweilt – anteilmäßig gesehen – zu umfangreich im Schildern; es geschieht zu wenig. Und er führt in kurzer Zeit zu viele Personen ein, die nicht plastisch werden, mit denen man sich nicht wirklich verbinden kann, weshalb man die Übersicht verliert; und das ist tödlich.

Beispiel: Von S. 30-45 (suhrk. tb. 3363, 2002) nur Bericht über Vergangenes *ohne* Eintauchen in die jeweiligen Situationen. Zwar gut formuliert, aber langweilig inszeniert.

Ab dem Eintreffen von EME bei Ellens Familie bzw. Sylvie wird die Geschichte griffiger und spannender, doch gibt es auch hier zu viel bloße Schilderung innerer und äußerer Verhältnisse.

Stefanie Zweigs Roman „Nirgendwo in Afrika“

26.12.2002: Ein gut gebauter und inszenierter Roman voll von Poesie und getränkt mit einer Fülle von Bildern. Die einzelnen Personen gewinnen echt eigenen Charakter. Das Geschehen fließt mit epischer Breite und ist voll von stimmungsgetränkten

Bildern der reichen Natur, voller skurriler Situationen und Dialoge, wobei das typisch Englische (der damaligen Zeit!), das typisch Afrikanische der Eingeborenen und die verschiedenen Wesenszüge der Flüchtlinge treffend herauskommen.

Am meisten habe ich mich in Regina verliebt. Ich fühle, wie wunderbar es wäre, eine solche Tochter zu haben. Sie offenbart am meisten die lebensfrohe Sinnlichkeit des Romans.

Die Sprache ist oft überladen, die Autorin packt zu viel in einen Satz, und oft sind auch die Bilder zu weit hergeholt, weshalb sie nicht verdeutlichen, sondern vom Anliegen wegführen. Aber diese Kritik ist marginal im Verhältnis zum Ganzen. Stefanie Zweig ist eine wohltuende Schriftstellerin. Sie hat mich bereichert.

Stefanie Zweigs Roman „Irgendwo in Deutschland“

5.4.2003: Kritik: zu viel Bericht, zu wenig Inszenierung. – Die Geschichte ist immer am besten und lebendigsten, weil inszeniert, wenn die Autorin von sich selbst und ihrem Blickwinkel gemäß schreibt. Das übrige ist Zugabe und bleibt Bericht. Die immer wieder eingeschobenen afrikanischen Reminiszenzen sind ganz nur nachvollziehbar für jene, die den ersten Roman schon gelesen haben. – Wunderbar ist das Kapitel, das ihren Aufenthalt als Mädchen bei reichen Juden in Zürich schildert. Tief menschlich und humorvoll.

Somerset Maughams Roman „Der Menschen Hörigkeit“

24.11.2006: Soeben habe ich den umfangreichen, autobiografisch tingierten Roman *Der Menschen Hörigkeit* von W. Somerset Maugham zu Ende gelesen. Ein reiches, beeindruckendes Werk über die Entwicklung von Philip Carey bis zum Ende seines Medizinstudiums und dem darauf folgenden Entschluss zur Heirat.

Der Autor schildert den Werdegang des jungen, durch eine Klumpfuß behinderten Menschen mit all seinen Höhen und Tiefen, seinen Schwankungen, seiner Hörigkeit gegenüber einer Frau bis zum scheußlichen Ausgang ihrer Beziehung und zum

schließlichen Glück mit einer sehr zuverlässigen, aparten Frau und den daraus sich ergebenden Perspektiven für die Zukunft.

Viele, sehr verschiedene Menschen kreuzen den Weg der Hauptfigur, die, als Waise in einem Pfarrhaus erzogen, sich von der Religion freimacht und schließlich zur Überzeugung von der völligen Sinnlosigkeit des menschlichen Lebens kommt, wobei diese Überzeugung keine Krise, sondern tiefe Freude und Befreiung auslöst (S. 606 ff.), denn sie entbindet Philip aller Bürde der Verantwortung. Dann ist Versagen unwichtig, und Erfolg bedeutet nichts.

Der Autor verfügt über einen großen Vorrat an Erfahrungen, verwebt die immer wieder glänzend charakterisierten einzelnen Personen zu einem komplexen Handlungsgeflecht voller Überraschungen und bietet eine Menge Schilderungen von Naturstimmungen, Kunstwerken und Ähnlichem, die von großer Schönheit sind. – Maugham beschönigt nichts, klagt aber auch nicht an. Er nimmt die Welt, wie sie ist, und – ja, es ist erstaunlich! – liebt sie, wie sie ist. Ein aus den Voraussetzungen seiner Weltanschauung kaum verständlicher Hauch des Humanen durchweht das Werk. – Alle Achtung! Diese Lektüre hat sich gelohnt!

Aldous Huxleys Roman „Schöne neue Welt“

9.3.2007: Vergangene Mitternacht las ich Huxleys utopischen Roman „Schöne neue Welt“ zu Ende. Beeindruckend, wenn ich bedenke, dass dieses Werk 1932 erschienen ist. Huxley entwickelt eine überzeugende konstruktive Fantasie, so dass man als Leser nach einiger Eingewöhnung sich in einer Welt mit ganz eigenen Gesetzen bewegt. – Freilich konnte der Autor noch nichts über Gentechnologie/Genforschung und auch nicht über die Atombombe sowie die Atomkraftwerke wissen. Auch die Mondlandung, die Satelliten und die Weltraumstation blieben außerhalb seines Horizonts. Aber die technischen Standards im Einzelnen sind auch nicht das Eigentliche.

Das Eigentliche ist der genormte, aus der Retorte stammende Mensch und die kastenartige

Struktur der Gesellschaft mit ihren genau definierten Bereichen, ferner die Totalversorgung auf einem Niveau, das jedem Menschen ein angemessenes Maß an Arbeit und ein – nach Kaste unterschiedliches – reiches Angebot an Freizeit mit allen denkbaren Vergnügungen vom Wohlfühlkino bis zum Sex, von exotischen Ferien, Ausflügen und Drogen zum Träumen zuweist.

Es gibt keine herkömmlichen menschlichen Bindungen mehr, weshalb auch eine völlige sexuelle Freizügigkeit ohne Empfängnisfolgen herrscht, keine Familie, Verwandten usw. Vielmehr ist alles vom Staat aus organisiert. Als Preis für diese Totalversorgung ist der individuelle Lebensentwurf auf ein Minimum reduziert, denn das über Schlaflernprogramme konditionierte normierte Verhalten dominiert. Bei Unstimmigkeiten hilft eine Soma-Tablette.

Nun gibt es aber innerhalb dieses totalitären, konkurrenzlosen Weltstaates Reservate für Wilde, die, eingezäunt und von der Zivilisation streng getrennt, ihr hergebrachtes Leben fristen und Kinder noch durch Geburt hervorbringen, eine für die Zivilisierten tiefe Abscheu und Scham hervorrufende Vorstellung.

Huxley nützt den Gegensatz zwischen beiden Bereichen aus, um das Drama seiner Geschichte zu entwickeln. Dabei werden eine einst bei Ferien im Reservat verschollene Zivilisierte und ihr durch normale Geburt hervorgebrachter Sohn in die Zivilisation zurückgeholt. Der Sohn, der „Wilde“ in seiner Konfrontation mit der Zivilisation, prägt ab dem siebten Kapitel den Roman. Den philosophischen Höhepunkt bilden die Kapitel 16 und 17, wo es zur verbalen Konfrontation zwischen dem Weltaufsichtsrat Mustafa Mannesmann, einem sehr „gebildeten“ Menschen, und dem „Wilden“ kommt. Ein großartiges Stück Literatur!

Damit komme ich trotz dieses Lobes zur Schwäche des Romans: Der „Wilde“ hat von seiner zwar verkommenen, aber aus der Zivilisation stammenden Mutter das Lesen gelernt, und im Reservat hatte er ein altes, vergilbtes Buch, die gesammelten Werke Shakespeares. Wie er dieselben ins Spiel bringt, ist unter den gegebenen Voraussetzungen unglaublich, denn es setzt eine höhere Schulbildung voraus, die im

Reservat auch nicht ansatzweise vermittelbar war. Der „Wilde“ bringt aus dem Reservat keine schönen Erfahrungen mit, weil er der Sohn einer dort verachteten, sexuell freizügigen Zivilisierten ist. Er identifiziert sich aber in hohem Maße mit dem kruden Aberglauben der Einheimischen, deren abwegige Riten und Gebräuche zum Teil unglaublich selbstquälerisch sind.

Die Welt des „Wilden“ und die Welt der Zivilisation sind zwar echte Gegensätze, *aber für mich als Leser stellen sie keine attraktiven Alternativen dar*. Ich möchte weder in der einen noch in der anderen leben, und wenn ich wählen müsste, würde ich trotz aller Einwände dann doch die Welt der Zivilisation vorziehen, in der es ja trotz der totalitären Gleichschaltung zivilisierte Inseln für Außenseiter gibt.

Die Schwäche von Huxley Utopie besteht also darin, dass er angesichts der erwähnten unattraktiven Alternative unfreiwillig die total genormte und verwaltete Welt für Menschen, die auf dem Niveau heutiger Technik leben, halbwegs attraktiv macht, denn der Tingeltangel unserer Spaßgesellschaft könnte ziemlich nahtlos in Huxleys Zivilisation eingefügt werden. – In diesem Punkt und auch bezüglich der Spiritualität unterscheide ich mich mit meiner im Vergleich mit Huxley anarchistisch anmutenden Romanutopie von dessen makabrem Entwurf einer Zukunftswelt, den ich nichtsdestotrotz mit Gewinn gelesen habe.

Abschließend noch ein Gedanke zur Geschichtlichkeit in diesem Roman: Interessanterweise leben beide Bereiche – sowohl die „Wilden“ in ihrem Stehengebliebenen als auch die Zivilisierten, die schon alles erreicht haben, was es aus ihrer Sicht zu erreichen gibt – in einem geschichtslosen Zustand, in dessen linear gesehener Zeit sich nichts Neues mehr ereignet. Der einzige Bereich, in dem Geschichte entstehen kann, ist die Konfliktzone zwischen dem „Wilden“ und den Zivilisierten, und zwar vom Auftauchen des „Wilden“ in der zivilisierten Welt bis zu seinem Untergang in derselben. Danach herrscht wieder perspektivlose Geschichtslosigkeit. – Diese interessante Feststellung könnte nach verschiedenen Seiten durchphilosophiert werden. Ich stelle nur die Frage: Verläuft die Grenze zwischen dem „Wilden“ und

den Zivilisierten nicht mitten durch jeden Einzelnen von uns hindurch? Solange es folglich noch einen „Wilden“ – *in* uns! – gibt, geht die Geschichte weiter ...

James Hiltons Roman „Der verlorene Horizont“

12.3.2007: Heute, erheblich nach Mitternacht, las ich James Hiltons Roman „Der verlorene Horizont“ zu Ende. Eine genussvolle Lektüre. – Das eigentliche Geschehen ist in eine Rahmenerzählung eingebaut, mit der es erheblich verquickt ist. Der Plot ist subtil gebaut und voller Überraschungen. Den Gipfel der Dramatik erreicht die Handlung kurz vor Schluss in der Auseinandersetzung Conways, der Zentralfigur, mit seinem jungen Kollegen Mallison, der unbedingt vom Lamakloster Shangri-La wegkommen will, wogegen Conway, vom Hohen Lama als Nachfolger eingesetzt, bleiben möchte. Mallison schafft es aber nicht, ohne Conways Hilfe den Felsenpfad des Abstiegs zu bemeistern. Da gibt Conway nach. Er hätte sich allerdings darauf beschränken können, Mallison bis zu den wartenden Trägern zu begleiten und dann zurückzukehren. Aber dann wäre die Rahmenerzählung ins Wasser gefallen, weil sie nämlich von Conway dem Autor der Geschichte mitgeteilt wurde. An diesem kleinen Detail sieht man, wie subtil die Fabel gesponnen ist.

Da es sich um einen utopischen Roman handelt, steckt er voller Unwahrscheinlichkeiten, die man dem Autor aber abzunehmen geneigt ist. Das idyllische Tal zu Füßen des Klosters mit einer harmonischen Gesellschaft im Gleichgewicht, sanft regiert von Shangri-La, die Goldvorkommen im Tal, die als Bezahlung für den Luxus Sangri-Las benützt werden, der herrliche Berg Karakal mit dem blauen Mondlicht, das unwahrscheinlich günstige Klima im Tal, die abenteuerliche Entführung der vier Hauptpersonen im Flugzeug von Baskul in die Gegend von Shangri-La, der etwa zweihundertjährige Hohe Lama, der einst als Kapuziner-Mönche hierher gekommen ist und alles neu aufgebaut hat, und Anderes mehr sind schon ungewöhnlich.

Interessant sind die Ausführungen des Hohen Lamas im Gespräch mit Conway, auch die düstere Zukunftsvision, die Shangri-La als Ort des Überlebens der Kultur

entwirft. Gut gemacht ist auch der Epilog (zweiter Teil der Rahmenerzählung), wo der Autor über seine Recherchen bezüglich des verschwundenen Conways berichtet. Ist Conway am Ende nach Shangri-La zurückgekehrt? Dann wäre das Ganze – fiktiv gesehen! – doch keine Spinnerei, sondern real. Die Antwort bleibt offen.

Der Autor hat den Charakter der vier Entführten unter Berücksichtigung von deren Vorleben gut herausgearbeitet und für die Geschichte ausgenützt.

Tja, ich bin sehr angetan, doch hat der Roman einen Mangel: Die Utopie in ihrer konkreten, überzeugenden Schönheit kommt im Verhältnis zum Gesamten und im Verhältnis zu den kriminalistischen Momenten und Situationen zu kurz. Auch bleibt die innere personelle Struktur des Klosters im Wesentlichen unbekannt, und das idyllische Leben im geschützten, von der Welt abgeschnittenen Teil bleibt vage Erzählung, ohne je konkrete Bühne zu werden.

Die Utopie vom Tal des blauen Mondes und vom Lamakloster Shangri-La ist in spiritueller Hinsicht fragwürdig, und zwar aus zwei Gründen:

Erstens kann es nicht gerechtfertigt werden, dass Menschen gegen ihren Willen im Lama-Kloster festgehalten werden, ja sogar dorthin entführt werden, nur damit dem Kloster genügend Nachwuchs erhalten bleibt. – Dann sind die Aussichten, die der Hohe Lama der Hauptperson, Conway, bieten kann, keine echten spirituellen Ziele, von denen im Roman keine Spur zu finden ist, sondern lediglich ein außergewöhnlich langes, mäßig genussvolles Leben in Beschaulichkeit und interessanter, kulturbewahrender Aktivität, unbehelligt von den Wirren und Untergängen der Zeit. Auch das ist nicht zu verachten, doch führt es die Menschheit nicht zu neuen Ufern, wie wir es eigentlich von einer utopischen Geschichte erwarten.

Zweitens ist das Verhältnis des Lama-Klosters zu den Menschen im Tal, soweit mir die Schilderungen gegenwärtig sind, im spirituellen Sinne unproduktiv. Der Wohlstand des Klosters beruht auf den Goldvorkommen im Tal, ohne dass die Talbevölkerung etwas davon hätte. Das wäre nur dann der Fall, wenn das Kloster seinen Nachwuchs aus der Talbevölkerung rekrutierte, wenn also den Menschen im Tal

eine spirituelle Entwicklung, soweit sie dafür geeignet sind, offenstünde. Stattdessen leben die Talbewohner auf naive Art harmonisch im Gleichgewicht mit der Natur, ohne ihr spirituelles Erbe zu ergreifen. – Freilich, mit Blick auf den Plot wäre es ungünstig, wenn das Klosterpersonal aus dem Tal rekrutiert würde, denn dann fiel die spektakuläre Entführungsgeschichte im Flugzeug weg ... Dass ein Auswärtiger Nachfolger des seinerzeit auch von außen zugewanderten Hohen Lama werden soll, dürfte im übrigen ein typischer Rest kolonialer Überheblichkeit sein.

Meine zwei Einwände machen deutlich, dass Hilton zwar aus einer tieferen Sehnsucht heraus seine Geschichte konzipiert hat, dass er aber – im Gegensatz zum Titel seines Werkes – im materialistischen Horizont seiner Zeit gefangen blieb.

Tragödien, Komödien und weiterführende Werke

7.7.2007: Gestern Abend schaute sich Gisela am Fernseher die moderne Verfilmung von „Romeo und Julia“ mit Leonardo da Caprio (=> „Titanic“) an. Ich wollte nicht mitsehen, weil ich nicht zum x-ten Mal mir diese traurige, von Hass und Negativität tiefende Geschichte auf mich einwirken lassen wollte. Für mich haben die ganzen Tragödien etwas Niederziehendes. Sie verstärken das Feld von Leid und Niedertocht, anstatt diese umzuwandeln. Daran kann im Falle von „Romeo und Julia“ auch das Ende nichts ändern. Hinterher, wenn alles schiefgegangen ist, versöhnen sich die Parteien zumindest auf der theatralischen Ebene, aber nur bis zum nächsten Konflikt. Es bleibt alles beim Alten. Das Leben geht weiter, als ob nichts geschehen wäre.

Wir haben im Abendland seit zweieinhalbtausend Jahren die Tragödie. Ist etwas durch dieselbe besser geworden? Wann? Wo? Wir haben seit vielen Jahrtausenden Kriege und schreckliche Gräueltaten. Sind dadurch die Menschen besser geworden? – Leider kann ich nicht mit einem Ja antworten. Und leider liegt das gewiss zum erheblichen Teil daran, dass die Menschen über die Kunst, die Literatur, den Geschichtsunterricht, durch die Medien laufend diese Scheußlichkeiten fokussieren.

Dadurch setzt sich unweigerlich in ihrem Bewusstsein die Überzeugung fest: Das ist halt so, da kann man nichts machen, der Mensch ist eben so und ändert sich nicht.

Aus einem solchen Bewusstsein kann keine bessere Welt entstehen. Wenn wir den Bewusstseinsfokus auf das Gelingen einer besseren Welt umpolen wollen, helfen uns die Tragödien Shakespeares und anderer, hilft uns die ganze Frustliteratur, helfen uns alle die Kriminal-, Grusel-, Gewalt- und Schreckensfilme, mit denen die Seelen der Menschen abgefüttert werden, nicht weiter. – Übrigens sind auch die Komödien des Abendlandes nicht besser als die Tragödien, denn die Albernheiten, Beschränktheiten und Gemeinheiten der meisten Komödien sind bewusstseinsmäßig von derselben Qualität wie ihr Gegenpart, die Tragödien. Auch die Komödien haben die Menschen nicht verwandelt, sie haben sie lediglich amüsiert.

Wir brauchen eine neue Art von Literatur, Film usw., eine Kunst, die das Gelingen des Positiven greifbar macht. Als vorbildliche Werke in dieser Richtung betrachte ich Lessings „Nathan der Weise“, Goethes „Iphigenie“ und Schillers „Wilhelm Tell“, auch Hesses „Siddhartha“ und andere. Diese Geschichten zeigen ein Gelingen, das Zuversicht schafft, und genau das benötigt die Menschheit so dringend, und zwar auf einem Niveau, das über bloßes persönliches Glück hinausgeht. Lessings „Minna von Barnhelm“ ist gewiss ein liebenswertes Stück, aber es beschränkt sich auf das persönliche Gelingen. Schön, aber genügt nicht. Mit dem Persönlichen sollte wie bei „Siddhartha“ ein überpersönliches, paradigmatisches Interesse verbunden sein. – Auch die Entwicklungsromane bieten viel Interessantes und Weiterführendes. Urbildlich in diesem Zusammenhang ist die „Odyssee“.

Man müsste eine Liste positiv wirkender Werke zusammenstellen. Auch die „Zauberflöte“ und Wolfram von Eschenbachs „Parzival“ sind Werke in dieser Richtung, nicht zu vergessen viele schöne Märchen!

Lou Andreas-Salomés Roman „Das Haus“

25.7.2007: Die Diskrepanz zwischen dem freien Leben, das Lou führte, und ihren

ausgesprochen reaktionär-bürgerlichen Anschauungen grenzt an Schizophrenie.

Lou ist Naturalistin, biologische Materialistin wie Freud, dessen Schülerin sie wurde. Ihr Stil wirkt sehr geziert, die Erzählung künstlich arrangiert im Dienste ihrer Weltanschauung. Ungeachtet dessen verfügt sie eindeutig über schriftstellerisches Talent. Die Gemütlichkeit ihres Erzählens entspricht dem 19. Jahrhundert, einer Zeit also, deren Literatur noch nicht durch das Kino beeinflusst war. Insofern ist dieser Roman ein bemerkenswertes Zeitdokument der Wende zum 20. Jahrhundert.

Leider sind zahlreiche Stellen infolge der verschraubten Ausdrucksweise kaum verstehbar. Vieles wirkt sehr vage, und die Vergleiche sind oft zu weit hergeholt. Vieles bleibt unklar und erschließt sich dem Leser nicht.

Aldous Huxleys Roman „Eiland“

11.10.2007: Als Roman ist dieses Werk viel weniger attraktiv als Huxleys „Schöne neue Welt“, weil es über keine richtige Handlung verfügt, denn Will, die Hauptfigur, ist praktisch Tourist, dem die Inselgesellschaft nach und nach in ihren verschiedenen Aspekten vorgeführt wird. Er handelt also nicht, er besichtigt nur. Es gibt deshalb kein sich entwickelndes Geschehen, das man mit Spannung verfolgen würde. Vielmehr ist das Ganze eine kaschierte Abfolge von interessanten Lektionen, die sich sehr originell mit den Voraussetzungen einer alternativen, friedlichen, harmonischen Gesellschaft befassen. – Die Rani und ihr verzogener Spross, Murugan, dienen als Kontrastexistenzen, und die eigentlich Handelnden, Oberst Dipa und die Konzerne, wirken von außen als fremde Mächte, die aber, solange Wills Tourismus-Trip währt, in der Welt Palas nicht präsent sind.

Huxley hat mit diesem Werk eine Form entwickelt, die seine Auseinandersetzung mit der westlichen Zivilisation den peniblen Nötigungen durch etablierte Wissenschaftlichkeit enthebt, ohne ihre Berechtigung dadurch zu schmälern. Ein wahrhaft begrüßenswertes Anliegen! Besonders stark ist das letzte Viertel. Die Insel Pala in Huxleys Geschichte muss im Zugriff durch die westliche Zivilisation untergehen,

weil sie gegen deren blinde Brutalität nicht gewappnet ist. Sie wird innerhalb der westlichen Zivilisation wissend neu erstehen müssen. Geben wir sie also nicht auf ...

Somerset Maughams Roman „Rosie und die Künstler“

19.4.2008: Somerset Maugham ist einer der wenigen Romanciers, die mir echt gefallen, obwohl er – seiner Zeit gemäß – anders schrieb, als ich es tue. Er ist immer souverän und echt, und man spürt den Menschen. Er gehört zur Generation von Thomas Mann.

Maughams dramatisches Talent bürgt dafür, dass seine Romane gut gebaut sind. Die Gestalt der Rosie ist ein Plädoyer für die unbefangene Bejahung des Lebens und auch insofern bemerkenswert, als sie von Maugham als gelingendes Leben dargestellt wird. Als ältere Dame kann sie im Rückblick ihr Leben als schön und gelungen darstellen. – Interessanterweise sind zwei wichtige Wendepunkte in ihrem Leben mit dem Motiv der Flucht verbunden. Das erstemal flieht sie mit ihrem verschuldeten Schriftsteller-Ehemann von der Provinz nach London, das zweitemal mit dem Kohlehändler, der schon während der Schriftsteller-Ehe einer ihrer Liebhaber ist und der dann ebenfalls in die Verschuldung gerät, nach Amerika, wo sie im Raume New York eine erfolgreiche neue Existenz aufbauen. Den Lebensabend verbringt sie als gut versorgte Witwe. Sie ist allerdings keine tiefe Seele und geistig unbedeutend, und dennoch vermag sie ohne Rücksicht auf bürgerliche Konventionen eine warme Menschlichkeit zu leben, ist zufrieden, erfüllt und lebensklug, was man von den Künstlern am Rande ihrer Biografie nicht unbedingt sagen kann.

Maughams Kunst hat auch Schwächen. Seine zum Teil weitschweifigen Porträts von Personen sind zwar gekonnt, aber als solche von der aktuellen Handlung ziemlich getrennt. Ich selbst integriere die Personencharakteristik lieber in die laufende Szenerie. – Ab und zu schiebt Maugham auch essayistische Exkurse ein, die wiederum nicht in die Handlung eingebunden sind, sondern als Stellungnahme des Autors gelesen werden. – Dennoch folge ich diesem Autor meist auch auf solchen Neben-

wegen gern.

Somerset Maughams Roman „Auf Messers Schneide“

26.4.2008: Ich bin begeistert! Maugham ist ein wunderbarer Geschichtenerzähler und versteht es, aus den verschiedenen Figuren ein lebensvolles, buntgestricktes Gewebe mit vielen Begegnungen und Verlaufsäden herzustellen, die sehr gekonnt miteinander verflochten werden. Was mich besonders beglückt, ist die philosophische Vertiefung im Zusammenhang mit der reizvollen Zentralgestalt *Larry*. Die Spannweite reicht vom oberflächlich Mondänen über die Abgründe der Gosse bis zur Mystik.

Obwohl mich Larrys Entschluss am Ende der Geschichte, das Vermögen, von dem er all die Jahre gelebt hat, wegzuschenken, nicht überzeugt, ist es für mich einer der interessantesten Romane, die ich je gelesen habe. Maugham mit seiner oft sehr ironischen, aber nie bissigen Menschenschilderung ist ein echter Könner. Er repräsentiert auf faszinierende Weise eine Welt, die inzwischen untergegangen ist. Er lebte ein wirklich reiches, interessantes Leben.

Somerset Maughams Roman „Theater“

27.6.2008: Anfänglich waren mir Maughams berichtende Schilderungen zu lang, und ich fand mich ohne große Lust beim Lesen. Doch mit der Zeit verdichtete sich die bei aller Einfachheit der Grundlinien erstaunlich komplex und einfallsreich gestaltete Fabel zu einem faszinierenden Ereignis. Maugham ist meisterhaft, und seine profunde Kenntnis des Schauspielberufes beeindruckt. (Er war ja in seiner früheren Zeit ein erfolgreicher Theaterautor.) Immer wieder tauchen in Gesprächen echt philosophische Passagen auf, die mir sehr gut gefallen.

Aus der Sicht von Tolle, dessen Lektüre mich heute wieder beglückt hat, handelt es sich in Maughams Romanen um eine reiche Palette von Ego-Spielen, und es lohnt sich, aus der Distanz des Beobachters ihnen zu folgen. Richtig besehen, kann ich viel Selbsterkenntnis aus ihnen gewinnen, und zugleich kommt mich eine Lust an, Figu-

ren zu konzipieren, welche, ohne sich selbstvergessen damit zu identifizieren, die vergänglichen Spiele der irdischen Existenz mit freudigem Übermut auskosten, während sie zugleich mit den Zyklen des Lebens fließen. Ich bin nämlich der Auffassung: Wer im Ewigen des Seins verankert ist, kann die vergängliche Schönheit und die Kostbarkeit des unwiederbringlichen Augenblicks zutiefst genießen, ohne an denselben festhalten zu wollen. Im Gegenteil: Er taucht alsbald neugierig ins nächste Abenteuer des Lebens ein. – Die ganze Schöpfung hat einen unschätzbaren Unterhaltungswert! Diesen Satz würde Maugham wohl augenzwinkernd akzeptieren.

Agatha Christies Kriminalroman „Die großen Vier“

29.9.08: Angeregt durch einen Exkurs Risis, habe ich in den letzten Tagen dieses Werk gelesen. An Spannungen und Überraschungen fehlt es in der Geschichte gewiss nicht, obwohl einiges unrealistisch anmutet. Es geht um eine Verschwörung zur Erlangung der Weltherrschaft, die durch Hercule Poirot vereitelt wird. Wenn die Geschichte auch erfunden ist, so verrät sie doch vieles über die Struktur und die Wesensart der Hintergrundkreise, welche die Fäden der Globalisierung und Neuen Weltordnung spinnen, ohne im Bewusstsein der Öffentlichkeit und in den Medien erkennbar in Erscheinung zu treten.

Interessant ist die Aufgabenteilung der Vier:

- Nr. 1, der Chinese, ist der okkulte Kopf, der Logenmeister und hauptsächliche Drahtzieher.
- Nr. 2, der Amerikaner, ist der Geldmensch und Finanzier des Unternehmens.
- Nr. 3, die Französin (mit mehrfachen Hinweisen auf die Curies), ist der wissenschaftliche Kopf der Bande, der die technologische Überlegenheit sicherstellt.
- Nr. 4, der englische Schauspieler (der „Zerstörer“ genannt), ist das Exekutivorgan, das für die Beseitigung von Widerständen verantwortlich ist und alle erforderlichen Morde und sonstigen Verbrechen ausführt (=> Geheimdienste).

Diese Arbeitsteilung sieht Agatha Christie sehr realistisch, und sie dürfte ziemlich

gut den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen. Freilich kommen noch zwei Funktionen hinzu, die bei Christie fehlen:

- Nr. 5 sind die Medien, deren Aufgabe es ist, von den Drahtziehern abzulenken und die öffentliche Meinung so zu steuern, dass die Menschen – ohne es zu wissen – das tun, was die Drahtzieher wollen.
- Nr. 6 sind die Politiker als öffentliche Schauspieler, die scheinbar Mächtigen, welche die Machtziele der Drahtzieher unter dem Deckmantel der Demokratie und der Menschenrechte durchzusetzen haben. Wenn sie die Direktiven aus dem Hintergrund nicht befolgen, gibt es – besonders in Demokratien mit „Meinungs- und Pressefreiheit“ – wirksame Mittel, sie aus ihren Ämtern zu entfernen.

Was also bei Agatha Christie wie eine gruselige Verschwörungsromanze anmutet, erhält dann vollen Realitätsklang, wenn die Nummern 5 und 6 dazukommen. Dann hat allerdings der kluge und tapfere Hercule Poirot keine Chance mehr, denn sein Sieg über die großen Vier war nur dank der Mitarbeit der Regierungen und Geheimdienste Großbritanniens, Frankreichs und Italiens möglich. Und genau das ist das Unrealistischste ihres bereits 1927 erschienenen Kriminalromans.

John H. Mackays Roman „Der Schwimmer“

19.7.2009: Eine unglaublich monomane Geschichte, der seltsamste Entwicklungsroman der deutschen Literatur, sofern man hier überhaupt von Entwicklung sprechen kann.

Die Lektüre war für mich erst zäh, aber etwa ab der Mitte nahm sie mich zunehmend gefangen und berührt mich tief mit ihrer ungewöhnlichen Einsamkeit.

Die Komposition ist insgesamt gekonnt und differenziert, und die Spannungsmomente sind von der Mitte an wirkungsvoll gesetzt. Die Geschichte ist echt, weil offensichtlich in allen Facetten durchlitten. Man braucht sie nicht als Zeugnis eines Anarchisten zu lesen. Doch das macht sie umso sympathischer.

Die Haupthindernisse, die das Scheitern Felders herbeiführen, liegen in seiner

Engstirnigkeit und geistigen Beschränktheit, nicht in den Strukturen der Gesellschaft. Gleichwohl bietet der Roman zugleich auch einen interessanten ausschnitthaften Einblick in die Gesellschaft Berlins um 1900.

Übrigens eignet dieselbe Monomanie und stringente innere Konsequenz auch Mackays Erzählung „Staatsanwalt Sierlin – Die Geschichte einer Rache“. Offenbar ist ein typischer Zug des Autors und seiner Biografie in diese beiden literarischen Zeugnisse aus seiner Feder eingeflossen.

Mary Margaret Kayes (1908-2004) Roman <Palast der Winde>

21.10.2009 – Dieses Werk ist großartig in seinem Reichtum an Personen, Geschehnissen, Überraschungen, treffenden Landschaftsschilderungen und Personencharakteristiken und tiefgründigen Kenntnissen über das Leben in Britisch-Indien in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Das riesige Arsenal an sehr detaillierten Kenntnissen bringt die Autorin souverän in das meisterhaft gewobene Handlungsgeflecht ein.

Inzwischen habe ich nicht ganz die Hälfte der gut 940 eng bedruckten Seiten gelesen und bewundere den großen Atem der Autorin, die diesen Roman freilich nur schreiben konnte, weil sie in Shimla (Nordindien) geboren ist, aus einer eng mit Indien verwobenen Familie stammte und bis zur Unabhängigkeit in Indien lebte. Der *Palast der Winde* ist ein Ausnahmeroman und von einer titanischen Kraft, verbunden mit tiefem Wissen um die menschlichen Leidenschaften und charakterlichen Eigenarten der Individuen. Der Blick der Autorin ist illusionslos, aber nicht lieblos.

Eine solche Schriftstellerin (dasselbe sage ich von W. Somerset Maugham) konnte sich nur auf dem Boden des britischen Empires entwickeln, in Deutschland wäre sie nicht möglich gewesen. Ich kann viel von ihr lernen, obwohl ich andersartige Literatur schreibe.

27.10.2009 – Vergangene Nacht habe ich Mary Margareth Kayes' Roman *Palast der Winde* zu Ende gelesen. Ich geriet in einen richtigen Sog und fühle mich den Figuren

– besonders den Hauptpersonen Ash und Anjuli – so verbunden, als würden sie leben und wären meine Freunde. Dieser Roman ist ein Meisterwerk, ja es ist der großartigste Roman, den ich je gelesen habe, wobei eine unterschwellige heimliche Liebe zu Indien meinerseits mitschwingt. Wie schon am 21.10. festgehalten, beherrscht die Autorin alles, was für einen guten Roman ausschlaggebend ist:

- Im Großen einen konsequent durchkomponierten Plot mit einem roten Faden, wie er bei der Komplexität des vorliegenden Geschehens besonders wichtig ist.
- Eine das Ganze musikalisch durchtönende Leitmotivik, die immer wieder auftaucht und die Geschichte zusätzlich mit Gehalt anreichert: So das von Ashs Pflegemutter verheißene schöne Tal in den Bergen (eine wiederkehrende Erzählung), das am Ende als Zukunftsverheißung für die beiden Liebenden wegleitend ist; so Anjulis Fischamulett, dessen eine Hälfte sie als Mädchen dem fliehenden Ash mitgibt, so dass er dieselbe ihr später zuspätspielen kann; so das titelgebende Gebirgsmassiv „Der Palast der Winde“ und überhaupt die bei Sonnenauf- und Sonnenuntergang in den verschiedensten Farben aufleuchtenden Himalaya-Riesen mit ihrem Schnee und ihrer Ewigkeitsgefühle weckenden, entrückten Schönheit.
- Eine einprägsame Personencharakteristik, so Ashs Eigensinn und Gerechtigkeitsgefühl sowie sein ungewöhnlicher Mut. So Anulis Reinheit, Intelligenz und unwandelbare Treue. (In diesen beiden Personen spiegelt sich überdies ein Strukturproblem beim Zusammentreffen verschiedenartiger Kulturen. Ash ist weder ein echter Engländer noch ein echter Inder, obwohl er beides „spielen“ kann. Und Anjuli als „Halbblut“ geht es ähnlich. Beide sind letztlich heimatlos und finden aneinander die eigentliche Heimat.) – So der Idealismus des Heldentums und die dichterischen Ergüsse Wallys, des Freundes von Ash. – So Koda Dads Vaterrolle und Zarins Freundschaft.
- Eine breite Skala von abgründiger menschlicher Verruchtheit bis zu echtem Edelmut, von spießiger Borniertheit bis zum Großmut, der alles versteht.
- Ein immer wieder stark in den Vordergrund tretendes Eingebettetsein in die Na-

tur und die Abhängigkeit von ihr, verbunden mit erstaunlichen Kenntnissen der Topografie, der Pflanzen- und Tierwelt, des Klimas und der indischen Jahreszeiten.

- Ein ausgewogenes Verhältnis von Schilderungen, umfangreichen Erwägungen der Personen bei anstehenden Entscheidungen und Dialogen gibt ein abwechslungsreiches Gemisch.
- Die Gedanken reichen vom Alltäglichen über das Abenteuerliche bis ins Philosophische und Religiöse und geben dem Geschehen die unerlässliche Tiefendimension.

Vielleicht werde ich eines Tages meine Lieblingsromane wie diesen und Maughams *Auf Messers Schneide* nochmals lesen.

Der Realitätsgrad literarischer Welten wird mich immer wieder beschäftigen. Ich habe in der Welt des *Palastes der Winde* mit einer Intensität gelebt, die weit über das hinaus geht, was ich im Alltag erfahre. Das ist die Kunst, das ist das Reich des Menschen, und nichts ist großartiger und universaler als die bedeutenden Werke der Literatur! Lesen ist eine wunderbare magische Fähigkeit des irdischen Menschen. Im Lesen spannt er seine inneren Flügel aus und erhebt sich ins Grenzenlose.

Romane von Horst Wolfram Geissler

4.11.2009 – *Königinnen sind so selten* ist ein gut komponierter Roman voller geistreicher Stellen und nicht ohne Überraschungen. Die Schwäche des Ganzen liegt in dem Umstand, dass die spannendsten Sequenzen sich – vom Anfang abgesehen – nicht in der Gegenwart des Romangeschehens, sondern in der Vergangenheit genüsslich erzählter Szenen aus der Zeit der Französischen Revolution abspielen. – Eine gemütliche Geschichte, deren idyllischen Charakter man genießen kann, ohne allzu sehr in den Strudel der Abläufe gezogen zu werden.

Jetzt bin ich bei Geisslers viel früher geschriebenem Roman *Der liebe Augustin*, seinem berühmtesten und erfolgreichsten Werk. Es ist wunderschön, voller Stimmung

und Humor geschrieben, doch bleiben viele Ereignisse wie Gemälde außen vor, sie sind zu wenig inszeniert und zu viel nur berichtet.

Dennoch ist es eine ohne Zweifel schöne, auf ihre Weise gelungene Geschichte, die eine Menge ungewöhnlich weiche, stimmungsvolle Naturschilderungen bietet und gut gebaut ist. Aber die Erzählhaltung gefällt mir nicht. Über weite Strecken wirkt der Roman wie ein originell formulierter, liebenswürdiger Bericht, nicht wie eine Inszenierung, in die man eintauchen kann. Man bleibt über weite Strecken außen vor. Im übrigen ist der menschliche Radius bei dem freundlichen Gemisch von Heiterkeit und Melancholie für mein Empfinden zu eng und die Gestalt Augustins zu harmlos, um mich zu fesseln.

Mary Margareth Kayes Spionageroman <Vollmond über Kaschmir>

14.11.2009 – Gestern Abend las ich dieses Werk zu Ende und muss bestätigen, dass diese Schriftstellerin ein große Könnlerin im Erzeugen und Halten von Spannung ist. Und ich merke, dass mich auch diese Geschichte – obwohl menschlich viel weniger tief und interessant als der *Palast der Winde* – merkwürdig anrührt. Zur Stimmung gehört das bereits festgelegte Ende der britischen Kolonialzeit und der Abschied von einer damit verbundenen „großen“ Ära.

Die Indien-Romane Kayes, auch Kiplings *Kim*, wecken in mir etwas Tiefes, Wehmütiges. – War ich am Ende im 19. Jahrhundert in Indien verkörpert? Es würde mich nicht überraschen.

Mary Margareth Kayes Roman <Der Monsum hielt den Atem an>

25.11.2009 – Auch dieses Werk nahm mich ganz gefangen. Diese Frau, die ihre Literatur aus profunden konkreten Kenntnissen der indischen Verhältnisse um die Mitte des 19. Jahrhunderts schrieb, ist ein großes Erzähltalent mit elementarer dramatischer Begabung. Manchmal gerät sie an die Grenze des Übertreibens im Aufhäufen von permanenten dramatischen Hindernissen und Verwicklungen oder in der

Zeichnung von Charakteren, so etwa des Verhaltens von Randall gegenüber seiner geliebten Winter u.ä. Dennoch nehme ich ihr alles ab. Die Lektüre ist wichtig für mich.

Was Mary Margareth Kaye beschreibt, ist ein Leben voller riskanter Abenteuer in der Außenwelt, und die Innenwelt der Figuren bleibt ganz auf die äußeren Ereignisse bezogen. – Das bunte Treiben auf dem indischen Subkontinent in einer im Wesentlichen vorindustriellen Zeit, da der Mensch noch ganz mit der Natur leben musste, ist ja auch voller bizarrer exotischer Abenteuer und durch sich selbst spannend.

Mir schwebt nun vor, das Hauptgeschehen von der Außenwelt ins Innere und Spirituelle zu verlegen, wobei es auch hier spannend zugehen soll. Gleichzeitig soll es auch im Außensein viel Abwechslung geben.